



# Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 41.

Sonntag, den 8. Oktober 1916.

Erscheint wöchentlich.

## Zurückgegebene Ehre.

Von Maria von Wittenbruch.

(Nachdruck verboten.)

(Weimar, Haus Wittenbruch.)

Der Großherzog von Baden ernannte mich das Justizministerium, lebigen weiblichen Personen die Führung der Bezeichnung „Frau“ zu gestatten, wenn sie mit einem Kriegsteilnehmer in der ersten Hälfte der Verehrung verlobt waren, die Beschäftigung nur wegen Todes und Verschollenheit des Bräutigams unterblieben ist, und der Tod oder die Verschollenheit mit dem Kriege im Zusammenhange steht.

Helfe, die Menschheit von engen Vorurteilen befreiende Gedanken schreitet leuchtend auch durch diese dunkelste Zeit, sich Seelen suchend, die sie durchdringen und aus denen sie alsbald wie Sonnenstrahlen wärmend und Gebenden wechend, sich über arme Menschen breiten. Solch ein Gebante hat im Herzen eines gültigen Fürsten Städte gefunden und in einem erklingenden Worte hinaus in die Welt geschickt, Frauenstellung und Name den Mädchen gebend, die als Verlobte des gefallenen Helden in diesem Kriege Mutter werden. Die Ehre einem Menschen wiedergebend, ist mehr als ihm zum Tode retten.

Vor Jahren schon hat dieser Gebante das Herz eines mit leidenschaftlichen Dichters bewegt, der aber nicht ein Fürst durch seinen Willen im Leben geben konnte; er konnte ihn nur in einem Gedichte, einem Drama seinen Mitmenschen in die Seelen zu senken suchen. Der Dichter heißt Ernst von Wittenbruch, das Wort „Der Junge von Hammersdorf“. Als Lustspiel für den Ausstellungsplatz hatte er es gedacht, es wurde sich aber so großzügig und tragisch aus, daß er beklüßelt, es einer großen Berliner Bühne zur Aufführung anzuheben, deren Leiter das Drama nur ablehnte, weil: „er nicht darüber hinwegkommen vermöge, daß das uneheliche Liebesverhältnis, wenn auch der Vater des Kindes den Heiligkeit nicht, von aller Welt sanktioniert wird, und die Mutter sich noch eine Ehre daraus macht, verheiratet worden zu sein.“ Eine trostlose Auffassung des Vorgesetzten. Die Mutter des „Jungen von Hammersdorf“, Auguste Hambring, lebt, nachdem er Verlobter, der Unteroffizier Ludolf von der Gardekorps in der Schlacht von Hochrieberg für seinen König hat sterben müssen, als Waise im Hause eines reichen Berliner Bürgers, der ihre Schönheit ihr abkaufen will, und dies für leichtes Spiel hält, weil sie um ihres Kindes willen verachtet und von ihren Eltern verlassen, bettelarm, bei seiner Frau Unterstützung sucht hat. Das Kind hat sie hinausgeben müssen ins Land, zu einem Müller, wo es in Hunger und Lumpen, in Winterkälte und Sonnenbrand das Vieh hütet. In bitterer Verzweiflung gebend sie ihres Sohnes, seines Sohnes, der da draußen verkümmert ist, in den Dienstherrn, antwortend für seinen stürklichen Bedienten, die furchtbare Härte ihrer Mutter, der Hohn der Nachbarn erreichen einen solchen Höhepunkt, daß sie nicht mehr aus ein, sich nicht mehr zu helfen weiß, und als einzige Rettung die Flucht in die Seeper ihrer georgigten Seele als möglich erscheint. Sie ist auf dem Wege — da blasen die Trompeten, der Oberst von Zieten mit seinen Husaren, einen barhäuptigen kleinen Jungen vor sich auf dem Pferde haltend, zieht durchs Frankfurter Tor ein, und mit ihm kommt Graf Rodewils, der Minister des Königs, ruft den herbeigekommenen Bürger des Frankfurter Viertels die aldrorische Bataille des Königs Friedrich bei Rattelisch-Hammersdorf zu, und fragt, ob jemand die Eltern des Jungen kenne, den Oberst Zieten mit sich führte; der Knabe habe mit einer Unehrbarkeit sondergleichen, obgleich die Augen von allen Seiten prüfend, sich dem Oberst an den Steigbügel gehängt, ihm vermeldend, er wisse einen Weg über den Mobba, und habe alsdann ihn und die Husaren auf langen Wege durchs Moor geführt, so daß die Truppen nur das unangreifbar mit Verbänden umstellte und verbarbierte Hammersdorf von furia angreifen, den Feind hinauswerfen, in den Ort eindringen und ihn zerdrücken konnten. Der König habe Teilnahme für den tapferen Jungen gefaßt, der nur wisse, daß er in Berlin geboren sei, und wolle seine Eltern finden. Nachforschungen in anderen Vierteln seien erfolglos geblieben, nun ergäbe die Anfrage an die Bewohner des Frankfurter Viertels, ob ihnen das Kind bekannt sei? — Auguste, alte Edele und Scham abschüttelnd, tritt vor, bekennt sich zu ihrem Kinde, das „Mutter“ lauschend von Ziehens Pferd herabstiegt. „Niemand will sie wieder von ihm lassen“, rief sie, den Sohn an ihr fast brechendes Herz ziehend. Ihr Dienstherr, vom schlechten Gemissen getrieben, bietet ihr Geld zur Erziehung des Kindes, sie wirft es ihm vor die Füße: sie könne arbeiten; die Nachbarn und Gevattern umdrängen sie mit Vorwürfen über ihre vermeinte Unantbarheit, da schmettern zum zweiten Male die Trompeten, König Friedrich kommt, gefolgt von seinen Generalen.

König Friedrich tritt in die Mitte der Bühne, läßt die Augen langsam im Kreise umhergehen, bis er die Gruppe der Hambrings gefunden hat. Dann tritt er einen Schritt heran: Das ist der Junge?

Stehen: Das ist der Junge von Hammersdorf.  
König Friedrich (schaut den Jungen unters Kinn): Er sieht aus, wie eine Leine. Du bist ein Braver, kleiner Kerl.  
— Hat man die Eltern gefunden?  
Vater Hambring (die Miße in der Hand, mit tiefer Beue): Euer Majestät — mit gnädiger Erläute — daran ist meine Tochter nicht Schuld.  
König Friedrich: Wer ist er?  
Vater Hambring: Der Vater von dem Mädchen, daß das Kind in die Welt gegeben worden ist, daran ist niemand Schuld, als nur ich allein und meine Frau.  
König Friedrich: Warum ist es geschehen?  
Auguste (bebeut Hambring zu schweigen, richtet das Gesicht auf; ihre Stimme ist ruhig und beschiden): Euer Majestät — weil man mir aus dem Kinde eine Schande gemacht hat.

König Friedrich: Eine Schande?  
Auguste: Weil ich dem Vater von dem Kinde nicht verheiratet gewesen bin.  
König Friedrich: Der Mann hat sie betrogen?  
Auguste: Euer Majestät — der Mann hat in seinem Leben keinen Menschen betrogen.  
König Friedrich: Warum hat er sie also nicht geheiratet?  
Auguste: Weil er zu arm dazu war — und ich hatte auch nichts (mit sinkender Stimme) als nur mich selbst.  
König Friedrich (halblaut): Tut es ihr leid jetzt, daß sie ihm — das gescheit hat?  
Auguste: Nein, Euer Majestät — es tut mir nicht leid.  
(Pause.)  
König Friedrich: Wo ist der Mann?  
Auguste: Er war im Kriege mit Euer Majestät — ist nicht wiedergekommen aus'm Kriege.  
König Friedrich: Er war Soldat?  
Auguste: Unteroffizier. Wenn er Nachtmesser wurde, hat er mich heiraten wollen.  
König Friedrich: Ist in der Bataille gefallen?  
Auguste: Bei Hochrieberg.  
König Friedrich: Wel welchem Regiment?  
Auguste: Vom Regiment Ainsbach-Bayreuth-Dräger.  
König Friedrich: Ah — so!  
(Pause.)  
König Friedrich: So sehr hat sie den Mann geliebt?  
Auguste (will antworten, die Stimme verfaßt ihr, ihre Lippen bebend, ihre Brust hebt sich in schwerem Stöhnen; sie senkt lautes das Haupt).  
König Friedrich: Und er sie auch?  
Auguste (mit erschüttertem Laut): Nicht in der Kirche sind wir verheiratet gewesen, und nicht vor'm Prediger — aber (ihre Stimme bricht ab).  
König Friedrich: Aber —?  
Auguste: Aber in unserm Herzen und vor Gott.  
(Pause.)  
König Friedrich: Und wenn er wiedergekommen wäre, hätte er sie geheiratet? Er hat es ihr versprochen?  
Auguste: Das hat er mir versprochen.  
König Friedrich: Ich vermähle sie mit ihm, mit dem braven Mann, der nicht mehr Zeit gehabt hat, sein Wort zu erfüllen — ich, ihr König!

## Aus Leutnant Stöves Aufzeichnungen.

Stütze von Hans Katonel.

(Nachdruck verboten.)

Der 20 jährige Leutnant Stöve kam auf eine gewisse Art ums Leben. Es hat seine eigene Bemands mit dem Felde der Erde, auf dem er fiel. Es war kein rechter Soldatentod... Aber lassen wir Werner Stöve selbst erzählen.

Grab' vom Pannal komm' ich her. Der Drill ist Gott sei Dank vorüber. Wir haben bereits Pulver genommen, sehr ausgiebig logar. — Ich hatte wieder einmal fabelhaftes Glück, weil mehr Glück als Verstand. Mein Gott, das höchste Patrouille gehen, wenn einem gerade ein Duzend Frankosen in die Bäuge laufen! Dafür bin ich Unteroffizier geworden. Das mußte Professor Schein wissen. Der größte Laugengischt der Oberprima und Unteroffizier! Ich sehe sie vor mir, die Herren, wie sie ihre bedächtigen Köpfe schütteln; wie ehemals, in den Tagen der seligen Oberprima. Das ist wahr; ich habe auf dem Pannal nie etwas gemacht, höchstens Unlug; Etreden, das war nicht nach meinem Gschmack. Da ist aber ein gewisser Frith Wälfers in der Kompanie, ehemaliger Schulkamerad aus Oberprima — ah, Frith Wälfers! — Ich sehe, wie eure bebrüllten Augen in verärgertem Glanze aufleuchten. Jawohl, der Primus Frith Wälfers. Der unentwegte Primus — der Primus von Segia ab; nein, viel länger noch; ich glaube, der ist schon als Primus geboren. Gegenwärtig aber ist er nur ein Musterier unter laufend anderen Musterieren; und das scheint ihm nur sehr wenig zu behagen.

Ich glaube, der Primus haßt mich. Instintiv fühlt er die ungeheure Klüft zwischen unserm Wesen. Er betrachtet mich als eine Art persönlichen Konkurrenten. Das liegt so in der Denkmessige dieser Menschen. Er macht jetzt gewaltig, ja fast verzweifelte Anstrengungen, um sich heranzutun. Tapfer ist er, kein Zweifel. Aber sein Mut fließt aus einer unsauberen Quelle. Er sagt Vaterland und meint Beförderung. Er arbeitet mit Besonnenheit und Handgarnate und denkt dabei an nichts anderes, als mich einzuholen und zu schlagen. Für Frith Wälfers gibt es keinen Unterschied zwischen Klassenkammer und Schlachtfeld. Hier wie dort geht es ihm nicht um die Sache, sondern um seine Person.

Ich bin Leutnant geworden. Seit einer Woche liegen wir in Aufstellung in einem großen, schönen Dorf, das vom Krieg fast unberührt geblieben ist. Ich bemöhne ein Stübchen in einem Bauernhaus, in nächster Nähe eines anscheinenden Gutshofes. Und kurz und gut: Ich habe mich in ein Mädchen ganz entsetzlich verliebt. Es ist Jaqueline, die Tochter des Gutsbesizers Bruirot. Es hat mich gepackt und ich weiß, es wird mich nicht loslassen. Das ist ein furchtbares Gefühl und doch so befehlend. Als ich Jaqueline zum ersten Male sah, hatte ich die Entzündung, meinem Schicksal gegenüberzustehen.

Ich behalte Jaqueline neben Tag. Wie glücklich bin ich, daß mir noch einige Zeit in Aufstellung bleiben. Unheimlich schon ist dieses Mädchen. Sie ist 17 Jahre alt. Es ist mir unentbehrlich, daß ich leben soll, ohne sie zu sehen. — Alles andere ist in mir wie ausgeblasen.

Heute fragte ich Jaqueline, ob sie nach dem Krieg mit mir nach Deutschland kommen möchte. Sie sah mich mit einem flackernden ärtlichen Blick an und ihr Kopf senkte sich leise. Ich werde Jaqueline heiraten. Noch heute schreibe ich noch Haupe.  
Wenn ich nur wüßte, ob Jaqueline mich liebt.  
Sie ist unerbürdlich. Heute sagte sie, zu Frankreich vertrieben sich die Knaben erst die Epauletten der Liebe, bevor sie Leutnant werden; in Deutschland scheint es umgekehrt zu sein. Ich wurde rot. Ihre Junge ist schon wie eine Eisenball. Spottet sie meiner Leidenschaft? Ich wollte, es wäre mir nicht so blutig ernst mit dem Mädchen, und ich spielte nur mit ihr, wie es die anderen hier tun. Aber wenn ich Jaqueline liebe, ist mir, als müßte ich vor ihr niederknien. —

Heute erhielt ich Brief von Papa. Er fragt, ob ich verrückt geworden sei, und ob ich mich nicht schäme, im Kriege wie ein verlorener Narr haltlos herumzuschwärmen, und ob ich meinen Leutnantsrock beschmuhen wollte. Ich weinte heiße Tränen und gerief den Brief.

Nach zwei Tagen Schützengraben wieder in Ruhestellung in I Raum ist unsere Kompanie im Dorf, hier wie ich zu Jaqueline, Himmel und Hölle! Wen treffte ich bei ihr? Frith Wälfers! Wir hatten uns längere Zeit nicht gesehen. Er steht jetzt in einer anderen Kompanie. Ist Leutnant geworden. Hü! Ich der Teufel!  
Er blieb ruhig sitzen und lächelte heimlich triumphierend. Jaqueline forderte mich auf, Platz zu nehmen. Ich ging und schlug die Lüre tragend hinter mir zu.

Wälfers hat mich in meinem Quartier aufgesucht. Er sprach in einem kameradschaftlichen Viederer und mit gemächter Schnoddrigkeit (die hat er natürlich schon weg, den Primus). „Kamerad, einfache Sache von der Welt, brauchen gar nicht in Konflikt geraten. Deine Kompanie geht übermorgen in Stellung; unsere Kompanie ist auch Ende der Woche ab. Na, und wir zwei nun desgleichen, Kamerad. Abholung heißt die Parole und das Problem ist gelöst! — Er lachte dreckig. Ich schlug ihm ins Gesicht. — Wir werden uns liebenden.

Schade, daß mir diese vertauschte Geschichte den schönen Krieg verderben muß. Hätte ich Jaqueline nie gesehen! — Ich schäme mich, aber ich kann nicht anders. Ich weiß, daß ich Offizier bin und daß mir die Pflicht über alles gehen sollte — aber ich kann nicht anders. Wie schrie nur Papa: Weist Du, was das heißt: preußischer Offizier? — Ich weiß es, Papa, aber — ich — kann — nicht — anders —

Dieser Primus ist ein Schuft. Ich sehe es ihm ja an, daß er die Sache gern beilegen möchte, aber die Furcht vor der Weinnung und ein unterwürfiger Hellep vor dem Jodl der Korrektheit läßt ihn Haltung bewahren. Es liegt ihm ja nichts an Jaqueline. Er ist ja bereit, zu teilen! — Er oder ich, fällt er, ist es auch mein Verderben. Folle ich — mich schadet — nicht vor dem Tod, sondern vor diesem ruhm- und ehelosen Tod; ich kann mir im Krieg keinen schlimmeren denken. Es ist ein schmackloses Ende. In einem sold erbärmlich winzigen Zweitakt zu fallen, auf diesem Felde der Ehre — — —  
O mein Krieg, mein schöner, reiner, heiliger Krieg, du bist für mich verdorben, beschnitten, erniedrigt durch meine Schuld — — —

Es ist anders gekommen. Ich habe Wälfers vorgeschlagen, was ein Duell im Krieg auch für den Sieger zu bedeuten hat. Schon um der Eltern willen müßten wir diese Schmach vermeiden. Er war sehr ruhig und freundlich einverstanden. Als ich ihm aber meinen neuen Vorstoß mitteilte, wurde es bleich vor Entsetzen. Er windet sich, aber ich lasse nicht locker. Wir lösen, und wer die schwarze Regel zieht, fällt, fällt endlich im Feuer des Feindes — muß fallen — — —  
Wir haben zwei Papierzettel, die eine weiß, die andere schwarz, in meine Mütze gelegt. Ich habe die schwarze gezogen. Wälfers atmete auf; er schwigete bestig. Morgen bezieht meine Kompanie Feuerstellung — — —

Ich habe von Jaqueline Abschied genommen, wie gewöhnlich, wenn es in Stellung geht. Sie weiß nicht, daß ich mich wiederfinde.  
Es war schwer, aber nun ist es vorbei. — Ich habe noch einmal den Primus gesehen. Er hat weggeblüht. Er geht herum, wie einer, der sich innerlich die Hände reibt.  
Ich habe mir die Sache so zurechtgelegt: Morgen abend gehe ich mit drei Leuten auf Patrouille. Ich gebe ihnen fiktiven Befehl, zurückzubleiben und schieße mich allein mit Handgranaten und Revolver an den französischen Beobachtungsposten. Und dann das Leben so teuer wie möglich verstaufen! Bin doch gepannet, wie hoch mein Leben gilt — — —  
Und doch, es ist kein ehrlischer Tod. O, du mein schöner, heiliger Krieg, was habe ich aus dir gemacht! Ein amerikanisches Duell, ein Mittel zur Selbstvernichtung — — — Und sie werden glauben, daß ich als Held gefallen bin. Lüge, Lüge. Ihr leute mich zur Hedenpoise erfährt (die ihr so sehr liebt, ihr guten Leute daheim) und dahinter ist nichts als Menschentum, Kleinwinziges, armes, leidendes Menschentum — — —

Hier brechen die Aufzeichnungen des 20 jährigen Leutnants Werner Stöve ab. Aber seine drei Begleiter hatten aus entfernter Dedeung gesehen, wie er, ganz allein, eine Feldwache überfiel, einen Teil der Leute niedermachte, und schließlich (stürzte und nicht wieder aufstand. Man glaubte nichts anderes, als daß Werner Stöve beim Heranziehen an den feindlichen Posten überfallen und übermächtig worden sei. Frith Wälfers weiß es besser. Und es ist gar nicht ausgenommen, daß er eines Tages mit Behagen erzählt, wie Werner Stöve ums Leben kam.

# Siebenbürgische Wäder vor dem Krieg.

Von Leo Greiner.

(Nachdruck verboten.)

Nichts ist für ein Land beruhigender und gefährlicher, als jenes Zeitalter, das, sind nur die entsprechenden äußeren Bedingungen gegeben, eines Tages scheinbar unvorbereitet einsetzt und dann von Jahr zu Jahr die Köpfe immer heftiger verwirrt; das Zeitalter der beginnenden Fremdeninvasion. Ich habe die Vorgänge, die sich damit zu verknüpfen pflegen, in dem obigen siebenbürgischen Jahrbuch mehrfach ausführlich geschildert. In allen Stadien mitleidlich und erstarkt, so ist ich in dieses Land zurückkam, mit welcher wunderbaren Konsequenz jedesmal die Faszination, Erregung und Verworrentheit der einst so ruhig in ihrem Kreise lebenden Bevölkerung zugenommen hatte, je mehr misferntene Zeilungsanträge und renommistreiche Berichte von Augenzeugen über die Jabeljungen, die im Weiden durch den Fremdenverkehr gewonnen wurden, in ihre stillen, zwischen den Wädern stehenden Bewahlungen gedrungen waren.

Die ersten Fremden, die den den Eingeborenen nach geselligem Boden zu betreten mochten, finden zunächst nichts als verlassene Feindschaft und feindseligen Mißtrauen bei ihnen; aber wenn die Eingeborenen erik merken, daß diese Fremden im Grunde alle das gleiche wollen und einer wie der andere dieselben Fragen stellen und sich in der unruhigsten Weise über das Wetter erregen, dem der Bauer, dessen ganze Existenz doch davon abhängt, mit Gleichmut begegnet, da sehen sie bald ein, daß dieses Volk mehr nährlich als gefährlich ist und lassen es gewähren. Nun hebt folgendes die patriarchalische Epoche des Herdengedeihens an: Eingeweihte und Fremde leben in Frieden miteinander, die Jabeljunge der Gaste freundschaftlich, die das Wäder vorerik Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft herrschen, und die Eingeweihten nehmen das Geld ihrer Freunde nur mit Beschränkung an, als empfänglich für das Geld als ein wertvolles Element, das das Verhältnis von Mensch zu Mensch nur verbunkeln kann. Noch einige Jahre, und alles dies ist vergangen.

Bisher wurde im Lande ein Wald nach dem Holz geschält, das sich aus ihm schlagen ließ, und ein Jellen im Gebirge für unfruchtbar gehalten, weil nichts darauf wuchs. Mit einem Male dümmerte in den Köpfen die Vorstellung von Wäden, die man selbst zwar nicht begriff, die bei den Jagdländern aber in besonderer hoher Schätzung zu stehen kamen; denn diese kamen für die Fremden nicht um das Holz, mag es noch so reichlich im Stamm an Stamm in der Erde wädeln, sondern um den Schatten, den Wind, den Geräusch, und was das Gesamte ist, je bezog den gleichen schichtige Dinge, als ob sie etwas Wertes wären, und die rasche Jellen im Gebirge, den sich ein Eingeborener nicht gekümmert halten wollte, gilt ihnen als etwas Hohes und Erhabenes, und sie öffnen den Geldbeutel, so oft man will, wenn man ihnen nur gestattet, sich auf dem guttauerlassen Meer Erde herumzutreiben. Und dann kommen die Nachfragen von draußen. Die zu euch gehen, um den Sommer bei euch zu verbringen, sind keine Sonderlinge, die es nur bei euch gibt. In der ganzen Welt ist das so. Es gibt Wäder, in die Wädeln können die Fremden einmengen und werden. Ihr habt den Stab in Händen, der aus Jellen Wasser fließt. Die kleine, säuerlich schmeckende Quelle bei einem Dorfe ist mehr wert als 3000 Oden, der geruchlos-nasse Wasserfall, über den ihr euch so wädelig geirrt habt, fließt unsichtbar nicht zu erlösendem Gold mit sich!

Ein Taumel bemächtigt sich der Bevölkerung. Sie sieht nur noch die fünfjungen Militären. Das dort, in jenen gegläuterten Wädern, der Reichtum nur die Frucht gewaltiger Geldmassen ist, die von Jühlen Unternehmern oft auf die wegehaltigen Experimente wie im Glücksspiel gestellt wurden, wissen sie nicht; sie glauben, die Millionen kämen von selbst, wenn nur der Wasserfall groß und die Quelle reich laut ist, und da es ihnen für die Wäder der Wädeln an jedem Maßstab fehlt, um Luft draußlos gefordert, im Vertrauen auf die keinem Zweifel mehr unterliegenden Überlegenheit dieser Erwerbsquelle, ohne daß jemand daran dächte, entsprechende Gegenleistungen zu bieten. Die Wädeln schwanken haltlos hin und her, ohne Normen, und da Traditionen fehlen, ganz nach der Willkür des Einzelnen, der sich mehr oder weniger phantastisch, je nach Fähigkeit und Anlage, im Geiste schon auf jenen weiteren Gesilden erhebt, auf denen die Bäume statt der Blätter flatternde Banknoten tragen. Mit den Preisen steigt der Luxus. Die Sommerfrühling werden Kurzgäste. Die ersten Toiletten zeigen sich im hinteren Grün der Wädel. In einem folgenderen Passion spielt eine Musikkapelle. . . weiß, daß die Wädeln, wenn sie feiner sein können, können in Europa bei weitem übertrifft, so daß die Zukunft seiner Fremden-industrie die großartigste des ganzen Kontinents werden müßte, hänge verhängnis nur von den natürlichen Mitteln des Landes und nicht in weit höherem Maße von der Mode ab; in Siebenbürgen findet man neben Gebirgen, in denen der Fremde noch als ein bösartiges Jabelwesen betrachtet wird, Badeorte von beiden Arten; in manchen herrscht noch das Stadium altwäterlicher Gastfreundschaft, in anderen wieder steht jener halb naive, halb schwindelhafte Zustand in Blüte, währenddessen man von den durch westliche Phantasie über revolutionierten Eingeweihten für teures Geld die besten primitivsten von den Jellen zu erhalten pflegt. Freilich steht die Industrialisierung der Kurorte zu der tatsächlich vorhandenen ungeheuren Fiskusquellen des Landes immer noch in einem sehr bescheidenen Verhältnis. Bedeutend man, daß im Osten Hunderte fröhlicher Jeldmäler entspringen, daß ferner im Zentrum Siebenbürgens allein ungefähr 300 Salzquellen gefunden wurden, und vergleicht man mit diesen imponenten Zahlen die Tatsache, daß kaum 30 Ortschaften, die allerprivatmässigen miteingeredet, industriell sind, so ergibt sich der schier unberechenbare Reichtum eventueller künftiger Möglichkeiten von selbst.

Das jonnerrliche Leben in den siebenbürgischen Wädern war von deren gegenwärtigem wirtschaftlichen Zustande aus das innigste beemflusst. Da die bedeutendsten unter ihnen, die sich als Kurortwäder zu gestalten begannen, mehr durch das, was sie die begabtesten nisten, als durch ihre eigenen Leistungen, luxuriös erstrahlen wollten, was Wunder, daß sie in erster Linie die Kreise anlockten, für die der Luxus noch neu ist und die sein Weiden noch nicht erkannt haben. Das Wohlgehe oblag war ihnen noch fremd. Sie sahen den Komfort in der Tatsache des Jabelns, nicht in den Dingen, die man dafür kaufen kann. So kam es, daß der vornehmste Gast der siebenbürgischen Wäder der Paronni war. Zwar gab es eine Unterschicht, die sich aus der bürgerlichen Bevölkerung des Landes selbst rekrutierte und des naiven

Glaubens war, Selbstbäder besuche man um der gestuften Heilung willen; allein diese etwas dürftigen und dünnen Gerichten wurden an Zahl und Bedeutung von Jenen anderen übertraffen, die zumieil auf den wädeligen Fiesebene und der Wädeln in den heißen Sommermonaten. Diese trugen in die Badeorten zurechtgeputzten Gebirgs- und Wädelöcher Pariser Eleganz, die freilich in den Kleidern stecken blieb, ohne auf die Körper überzugehen.

Reicht, jüdisch und beruhigend freiteten die Frauen in hellen Toiletten zwischen den Wohnbaracken und den hölzernen Badeanstalten, aber man hätte sich, sie laden zu leben oder mit ihnen zu reden; denn sie sind Gattinnen, solange sie ermit und stumm sind, und Jüder, Schmeiche und Schwarzlicht erhöhen mit jener Künstlichkeit ihre erden, natürlichen Reize, aber sobald sie den Mund aufstun, vermanben sie sich erlösend, und es Jöhnt, als wären sie verzauberte Stallmäde, aber von einem ungeheuren Jaulerber vermanbelt. Ihre Männer und Gatten oder betrachte von hinten: der Schritt ihres Satzes erinnert an die mondänen Wäder des Westens, und so bestst an lässige Bewegungen, adlige Geheimnisse, verschleiene Zimmer. . . Von vorn besehen jedoch tragen sie die tabellose Weste angeputzt, und ein gutmütiges Jügerhemd bedeckt den wohlgerundeten Bauch anleh eines Spekulanten. Die linke Hand hat er in der Sohlensohle und Jüngelt mit dem losen Geld. In der rechten hält er einen Epageterkopf mit Eisenhahn, mit dem er selbstbewußt die Luft Jöhnt. Die Jügerkapelle spielt einer Cavatas. Eine Dame kommt ihm entgegen und Jöhrt ihm in der Jöhneln Art der Gattinnen etwas mit der freischenden Stimme eines Marktweibes zu, während ringsum die Urwäder vor den ungewohnten Lauten erlösend mächtig ineinander rauschen.

## Bunte Zeitung.

### „Freie Bahn für alle Tüchtigen.“

Man schreibt der „Zeit. Jg.“: In jener letzten Reichstagsrede hat der Kanzler ein Wort geprägt, das in Zukunft noch viel zitiert werden wird, das Wort: „Freie Bahn für alle Tüchtigen.“ Dieser Ausdruck Bethmann Hollweg hat einen ähnlich lautenden Vorgänger in einem Wort von Napoleon I. Goethe sagt in einem Gespräch mit Eckermann: „Dem Talente offene Bahn!“ war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Worte einen ganz besonderen Laft hatte, der jede bedeutende Kraft an ihre Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Späure erlösen und der dieier auch in seinem Leben die aller großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein anderer.“ Auch was Goethe von sich selbst in jenem Gespräch sagt, ist gerade jetzt von besonderem Interesse: „Wäre ich ein Jüchil, so würde ich zu meinen erik Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrer Art in gewohntem Geleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gutes zutage kommt. Jünge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten sein, mit Stärke und Energie ausgestattet, und bedient von besten Volontären und besten Chancalieren. Da wäre es eine Lust zu herrschen und jeßten Volk vorwärts zu bringen! Aber was ist ein Jüchil, denn es so wohl würde und der so gut bedient wäre.“

Der Pionier-Geselle R. ist als Zeuge zu einer Feldgerichtsverhandlung „beholen“. Der Richter, Bataillonsadjutant und Oberleutnant, im Zivilberuf Rechtsanwält, befehlt ihn vor seiner Vernehmung über den Eid. Er macht ihn besonders auf die Folgen des Meineides aufmerksam, . . . und übrigens wissen Sie ja auch von Zivil her, was es mit dem Eid für eine Bewandnis hat, sind wahrscheinlich schon einmal selbst vor Gericht gestanden — was sind Sie eigentlich im Zivilberuf? — Amtsrichter, Herr Oberleutnant! (Der Drahtverhou.)

„Liebe Jugend! Der Lehrer tadelt einen kleinen Mann, weil er recht Jchnidig zur Schule gekommen ist. Der Jünger Jchnid beJchnid zu Boden. Da erlöst ihm in seinem Nachkarn ein Verleeder. Der erlöst ihn und sagt: „Herr Lehrer, in einer so großen Zeit darf man nicht so penibel sein.“

## Schach.

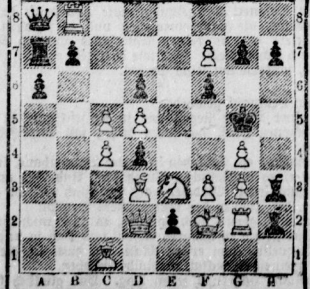
Bearbeitet von Max Weiß.  
Aufgabe Nr. 2188.

### Eine Massenpöbstifikation.

wie sie in der Schachpöste bisher kaum noch vorgekommen, und die dabei eines gewissen humorvollen Nützliches nicht entbehrt, hat sich der bekannte schwedische Komponist Plets Böva mit nachfolgender Verbindungsaufgabe (deren Stellung allerdings erst aus einer anderen Position herausanalysiert werden müßte, und die wir der Einfachheit halber unseren Lesern gleich evident gestellt vorlegen) dem bekannten Wädelnschach und seinen Meisterlösen gegenüber gelöst, und zwar mit so glänzendem Erfolge, daß das Wädelnschach ganz barmlas zum „Jöhren“ dieser Aufgabe, die in Wirklichkeit in sieben Jügen gar nicht gelöst werden kann, Wädeln zuckante.

Es handelte sich dabei um folgende Komposition, zu der das Wädelnschach in Nr. 2021 dieses Jahrganges Jozar eine gånse Erzählung brachte.

Die Fortsetzung lautet: Weiß Jiebt und Jelt den schwarzen König auf e7 im nächsten Züge matt.



Weiß: Kk2, Dd2, Td3, g2, Lc1, d4, Bd4, e5, d5, f7, g7, g4. Schwarz: Kg8, Dd8, Td7, Lh2, h3, Bg6, b7, d4, d6, f6, g7, b7.

Ein erlöser Freund bearätiger Ansuchen, beschlossene ich mich Jozarzeit sehr erlösend mit beJchniden, und Jann dabei an einer Erläuterung, die meine Vertieftheit in sehr Jchnidigste Jcht Jeltte; denn unter all den Varianten, die ich tatsächlich in 7 Jügen zum Ziele Jührte, war eine, in der ich das Matt auf e7 erik im adkten Züge erreicht.

„Nun“, Jante ich mir schließlich, „du bist eben mattblind.“ Die „Wädeln“ des Wädelnschachs werden Jann dabei an einer Erläuterung, die meine Vertieftheit in sehr Jchnidigste Jcht Jeltte; denn unter all den Varianten, die ich tatsächlich in 7 Jügen zum Ziele Jührte, war eine, in der ich das Matt auf e7 erik im adkten Züge erreicht.

Zatüchlich aber ist die Fortsetzung, den schwarzen König auf e7 matt zu Jehen, in einer der Varianten erik im adkten Züge erreicht.

Das hat der geistvolle Verlöser Böva Jocher auch erreicht; aber er wollte offenbar die ReJation und Jöhler des Wädelnschachs einmal gründlich auf's Glatte Jöhren, was ihm auch wunderbar gelang.

Indem wir unsere bewährten Jöhler bitten, sich mit vorJchender Position eingehender beJchnen zu wollen, Jehen wir zwei hübsche Problemerte als Kreise für beJchnen aus, welche uns Juchst den Nachweis Jiehren, daß die Aufgabe ein Sieben-, Jondern ein Wädelniger ist.

### Partie Nr. 2107.

gejelt im Gambitturm zu Baden-Baden 1914.  
Weiß: Söhlester. Schwarz: Keil.

#### Schätliches Gambit.

- |   |        |
|---|--------|
| 1. e2—e4  | e7—e5  |
| 2. Sgl—f3   | d7—d6  |
| 3. d2—d4  | e5xd4  |
| 4. Ll—c4  | Lb8—c6 |
| 5. e3—e4  | f7—f6  |
| 6. e4—e5  | d7—d5  |
| 7. Lc4—e2   | ...    |
| Ovordinalträger ist Lb5                                       |        |
| 8. e3xd4  | Sf6—e4 |
| 9. Sbl—c3   | Le5—b6 |
| 10. Le1—e3  | Lc6—e6 |
| 11. Ddl—c2  | h7—h6  |
| 12. e5xd6   | Dd8xd6 |
| 13. Te1—d1  | Te8—e8 |
| 14. O—O   | Sd7—e7 |
| 15. Sf3—e5  | Sf7—f5 |
| Es droht Bauerngambit durch 16. Sxd4, 17. Lxd4, Lxd4 18. Dxd4 |        |
| 16. Sxd4  | Ld5xe4 |
| 17. Dxd4  | Lc6xe4 |
| 18. g2—g4??   | ...    |

Ein erlösender Jchlester Zug; besser war Dxb7.

18. S3Sxd4 3S3xd4

19. Le3xd4 1Le3xd4

20. De4xd4 2De4xd4

21. Le2—c4+

22. Dd4xc4+?? Dd5—e5??

Mit diesem Jchneren Jchlester Jchlester den ganzen Vorteil aus der Hand Mit Khd war die Partie glatt gewonnen.

23. Dd4xe4+ Te8xe6

24. Td1—d7 Te6—e2

25. Th—c1. ...

Wem; denn Schwarz hat jetzt keinen Giftspiel mehr zu verwenden.

## Preis-Rästel.

### Problem.



Wappenpöbst.

### Zerlegungsaufgabe.

Der Name Görg ist in die einjungen numerierten Teile zu zerlegen und dieselben in einem Quadratt zusammenzustellen.



### Auflösung des Preisrästels aus Nr. 40:

„Rastoffel — Genoffel.“

Nützliche Jöhnen Jannem rechtlich an:  
Diga Schöde, Martha Julte, Ella Eollian-Ernsleben, Hanne Marie Jettef, Gerhardt Bernert, Frau Elisabeth Binder, Zenta Dittmar, C. und W. Dietrich, Gustav Grünwald, winter Giese, Peter Göschke-Merzdorf, Alfred Herrmann, Ella Jauh, Walter Süßne, W. Jahn, Elisabeth Klesberg, Kurt Kaschritz, R. Kleemann, G. Jahn, Erika Jahn, C. Martin, Frau Maria Wädeln, Walter Jahn, Frau Jahn, Charlotte Schanz, H. Terold-Schanz, Jüder, Gard Jahn, Ed. Wädeln-Gehen, Paul Wädeln, Erik und Erik Linde, Elisabeth und Rudolf Dönnel, Rita Jahn, Rita Jahn, Wilhelm Jahn, Erika Jahn, Margarete Schöde, Gertraud Jahn.

Preis erhielt Diga Schöde Jich, und zwar:  
„Die Marquise von Pompadour“ von Jabel Jahn.

Alle Jöhnen müssen, wenn sie Gültigkeit haben Jollen, bis Jöhntens Donnerstag mittig in unserer Wochen-Jöhntelle abgeben Jehen, die Jöhnter „Jöhnter-Jöhnter“ sind, und mit genuer Wädeln zerlegen Jehen, auch erlösend es Jagen, das Jichst des Einjenners angehen, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen Jönnen.